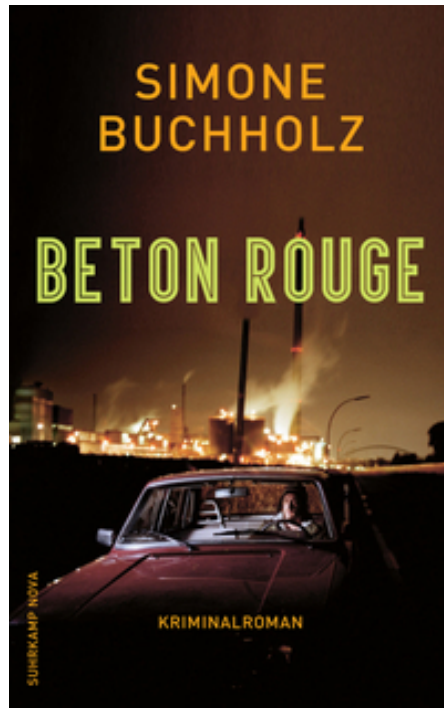


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Buchholz, Simone
Beton Rouge

Kriminalroman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4785
978-3-518-46785-5

suhrkamp nova

SIMONE
BUCHHOLZ

BETON ROUGE

Kriminalroman

Suhrkamp

Erste Auflage 2017

suhrkamp taschenbuch 4785

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlagfoto: Achim Multhaupt/laif

Umschlag: Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46785-5

BETON ROUGE

für Neville Longbottom

Der Himmel ist grau,
Die Häuser sind noch grauer,
Herzlich willkommen in Grauen an der Trauer,
Blicke schreien mich an: »Du bist hier fremd«,
Rotklinkerhäuschen, Garten aus Zement,
Für jedes Problem ein alkoholisches Getränk,
Während sich die Lebensfreude auf dem Dachboden erhängt,
Geh' durch die Straßen ohne Farben, ohne Leben,
Beißende soziale Kälte bläst mir entgegen,
Hier kuck, mein Sohn, wie traurig alles endet,
Ohne Migration, vollkommen unterfremdet,
Bin hier gestrandet wie ein Schiffbrüchiger,
Der noch nicht mal genug Weed für'n Spliff übrig hat.

Absolute Beginner: »Nach Hause«

(aus dem Album *Advanced Chemistry*, 2016)

Ich schmiss die Büchse in den Abfall, machte eine Flasche Bier
auf und zündete mir eine Zigarette an. Irgendwo piff ein
Wasserkessel, und der Ton schnitt mein Hirn in Scheiben.
Dann klingelte das Telefon. Ich kroch hin und nahm ab.

Jakob Arjouni: *Happy Birthday, Türke!*

HUNDEWELT

Der Regen stellt Wände in die Nacht. Wie Spiegel fallen sie vom Himmel, reflektieren und verzerren das Blaulicht des Streifenwagens.

Alles dreht sich im Kreis.

Die Straße kommt aus der Dunkelheit und verliert sich zwischen den Hafenlichtern, und genau in der Mitte, dort, wo es ziemlich plötzlich bergab geht, ist es passiert: eine Radfahrerin.

Sie liegt verdreht auf dem Asphalt, ihre rotblonden Haare bilden einen zarten See um ihren Kopf, ihr helles Kleid ist voller Blut, das Blut scheint aus ihrer Seite zu fließen. Am rechten Fuß ist ein schwarzer Schuh, so eine Art Ballerina, am linken Fuß ist keine Haut mehr. Das Fahrrad liegt ein paar Meter entfernt auf einem Grünstreifen, wie weggeworfen.

Die Frau bewegt sich nicht, nur ihr Brustkorb zittert verzweifelt, als würde er sich auf und ab bewegen, und dann auch wieder nicht. Ihr Körper versucht, von irgendwoher Luft zu holen.

Zwei Sanitäter haben sich über sie gebeugt und reden mit ihr, aber es sieht nicht so aus, als würde das bei ihr ankommen. Es sieht nicht so aus, als würde da überhaupt noch irgendwas ankommen. Der Tod ist dabei, sie mitzunehmen.

Zwei Polizisten sperren die Unfallstelle ab, auf ihren Gesichtern tanzen Schatten. Ab und an kommt ein Auto vorbei und fährt langsam um sie herum. Die Menschen in den Autos sehen lieber nicht so genau hin.

Die Sanitäter machen Sachen an ihren Sanitärerkoffern, klappen sie zu und stehen auf.

Das war's dann wohl.

So, denkt sich Gott und macht ein geschäftiges Gesicht, das wäre erledigt. Er nimmt seinen abgekauten Bleistift, macht einen Haken an die Radfahrerin und überlegt sich, mit welchem Leben er als Nächstes Fußball spielen könnte.

Ich denke: Ich bin nicht im Dienst. Ich bin nur auf dem Weg in die nächste Kneipe.

Aber wo ich schon mal hier bin.

»Hallo«, sage ich.

Was soll ich auch sonst großartig sagen?

»Bitte gehen Sie weiter«, sagt der massivere der beiden Streifenpolizisten. Er hat seine Polizistenmütze tief ins Gesicht gezogen, auf seinem schwarzen Schnurrbart glänzen Regentropfen. Der andere hat mir den Rücken zugekehrt und telefoniert.

»Kann ich gerne machen«, sage ich, »ich kann aber auch hier bleiben und mich um ein paar Dinge kümmern.« Ich strecke ihm die Hand entgegen. »Chastity Riley, Staatsanwaltschaft.«

»Ach so.«

Er nimmt meine Hand, aber er schüttelt sie nicht. Es kommt mir eher so vor, als würde er sie halten. Weil man das eben so macht in diesen Momenten, in denen gerade jemand gestorben ist, weil ja dann auch immer ein kleines bisschen von allem mitstirbt und alles so wackelig wird. Der große Polizist und ich, wir befinden uns mitten in einer Unsicherheitsrelation.

»Dirk Kammann«, sagt er. »Davidwache. Der Kollege informiert gerade unsere Kripo.«

»Okay«, sage ich.

»Okay«, sagt er und lässt meine Hand wieder los.

»War das eine Fahrerflucht?«, frage ich.

»Sieht so aus. Sie wird sich ja kaum selbst über den Bauch gefahren sein.«

Ich nicke, er nickt, wir reden nicht mehr, bleiben aber noch eine Weile nebeneinander stehen. Als die dunkelblaue Limousine mit den Kripokollegen von der Davidwache angefahren kommt, verabschiede ich mich und gehe, aber bevor ich um die Ecke biege, drehe ich mich nochmal um. Über der hell erleuchteten Szenerie liegt ein grauer Schleier, und der kommt nicht vom Regen, er kommt zur Abwechslung auch mal nicht von diesem Dauerregen in meinem Kopf. Das ist nicht mein persönliches Dunkelgrau, das ist ein universelles.

Ich rufe Klatsche an und sage ihm, dass es heute nichts mehr wird mit uns. Dass mir nicht nach Kneipe ist.

Dann gehe ich nach Hause, setze mich ans Fenster und starre in die Nacht.

Der Mond sieht aus, als wäre ihm schlecht.

SHADOWRUNNER

Da kuckt er also doof. Weil er Schiss hat.

Erst hab ich ihn ausgezogen, dann hab ich ihn festgeschnallt.

Will er natürlich nicht. Will ja keiner. Er will lieber wissen, was das alles soll. Fragt er auch, immer wieder, ständig, fragt er das, seit er vor einer halben Stunde aufgewacht ist.

Sag ich ihm aber nicht.

Man muss nicht immer wissen, was das alles soll: der Stock in meinen Händen, der Bunsenbrenner, die Säge.

Erstmal gibt's noch eine ordentliche Ladung Chloroform, damit hier mal Ruhe ist. Schluss mit dem Gejammer und den blöden Fragen.

Dann sehen wir weiter.

SPEZIALISTIN FÜR DUNKLE LÖCHER

Dunst liegt über der Stadt, der Regen von letzter Nacht hat ihn dagelassen. Es ist zu warm, fast zwanzig Grad am Morgen, obwohl es schon Ende September ist.

Ich stehe auf meinem Balkon und trinke Kaffee, um mich herum diese Waschküche. Die Kräne am Horizont sind verschwunden, die dicke Luft hat sie aufgegessen, nur das Kreischen der Hafenmöwen hört sich ungewöhnlich klar an und fast zu nah, so als könnten sie gleich ihre Freundlichkeit ablegen und jemandem in die Stirn hacken, vielleicht mir.

Es ist kurz nach neun. Ich sollte ins Büro.

Dann geh doch.

Ich stelle meinen halb kalt gewordenen, halb verloren gegangenen Kaffee in die Küche, nehme für alle Fälle eine dünne Lederjacke vom Garderobenhaken und gehe los.

Diesen Dunst zu atmen, der den Großstadtmog schwammartig aufzusaugen scheint, ist ein bisschen wie rauchen. Ich zünde mir zusätzlich eine Zigarette an. Doppelt vergiften ist sicherer, ich hab in den letzten Tagen viel zu wenig geraucht, das muss wieder anders werden, und alles andere auch.

Beim dritten Zug klingelt mein Telefon, ich gehe widerwillig ran: »Riley.«

»Guten Morgen, Frau Riley. Kolb hier.«

Die Oberstaatsanwältin. Sie mag mich. Und sie mag mich nicht. Mal so, mal so. Man weiß es nie ganz genau.

»Frau Dr. Kolb, guten Morgen. Was gibt's?«

»Ich hab was für Sie.«

Ich gehe weiter durch die vom Himmel gefallenem Wolken und muss an den Unfall von letzter Nacht denken. Genau genommen muss ich andauernd an den Unfall von letzter Nacht denken.

»Was mit Fahrerflucht?«

»Nein. Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so«, sage ich, ziehe nochmal an meiner Zigarette und schmeiße sie weg. Mal werde ich in was Aktuelles mitbezogen, mal nicht. Ich bin gespannt, was sie will.

»Wo sind Sie gerade?«, fragt sie.

»Auf dem Weg ins Büro.«

»Zu Fuß?«

»Wie immer.«

»Dann biegen Sie doch bitte so unbürokratisch wie möglich rechts ab und machen sich auf den Weg zum Hafen«, sagt sie. »Bei Mohn & Wolff liegt ein Mann in einem Käfig, direkt vor dem Haupteingang. Die Kollegen von der zuständigen Wache versuchen gerade, ihn da rauszukriegen.«

Ich bleibe stehen.

»Ein Mann in einem Käfig?«

»Mehr weiß ich auch nicht«, sagt sie, und sie klingt ungeduldig. »Ist noch ganz frisch. Kommissar Stepanovic vom LKA 44 hat mich angerufen, die wollen den Fall wohl übernehmen. Er ist auf dem Weg, steht aber im Stau und braucht noch ein bisschen. Sehen Sie sich das doch bitte schon mal an, könnte von öffentlichem Interesse sein und damit politischen Impact haben.«

Ich nicke und lege auf und vergesse wie so oft, dass man ein Nicken durchs Telefon nicht hören kann, aber Frau Dr. Kolb ist niemand, der sich um Höflichkeiten schert. Vielleicht ist das eine der Eigenschaften, die uns am tiefsten verbindet.

Ein Mann in einem Käfig vor Hamburgs größtem Verlagshaus. Klingt für mich jetzt erstmal nach extrem schrägem Guerilla Marketing und nicht nach »politischem Impact«. Wobei »politischer Impact« auch immer zwei Sachen bedeuten kann:

1. Es ist was passiert, was die Leute auf die Barrikaden gehen lässt, und deshalb zieht der Bürgermeister sofort seine besten Leute zusammen.

2. Wir wissen nicht, ob da vielleicht irgendwas komisch ist, deshalb halten wir das Ding erstmal im Dunkeln, aber in der Öffentlichkeit lassen wir es so aussehen, als wären wir supertransparent und beinhart dran und überhaupt vollkommen der Wahnsinn.

Für Ersteres komme ich nicht in Frage, ich gehöre nicht zu Bürgermeisters besten Leuten, ich gehöre zu Bürgermeisters bestversteckten Leuten. Insofern wird's wohl auf Punkt zwei hinauslaufen. Und Riley, Spezialistin für dunkle Löcher, wird aus ihrem dunklen Loch rausgelassen.

Interessant finde ich, dass ein Kollege von den 44ern unterwegs ist. Mir ist bis heute nicht klar, wofür genau die eigentlich zuständig sind. Außer, dass sie irgendwie zu den Hardcoretypen gehören. So viel zu: Wir sind beinhart dran und eine Hammertruppe.

Aber das wird man dann ja sehen.

Ich lege einen Zahn zu und laufe Richtung Bismarck-Denkmal.

ANGESPUCKT

Der Käfig ist aus schwarzem Metall. Er hat dicke, äußerst robust wirkende Stäbe und ist nicht besonders groß. Gerade groß genug, dass ein erwachsener Mann reingeht, wenn man ihn einmal in der Mitte zusammenklappt. Der Mann ist vielleicht vierzig Jahre alt, vielleicht auch fünfundvierzig, man kann es nicht genau sagen, er ist sehr schlank und ziemlich gut in Form, und seine Züge sind fein geschnitten. Die dunklen Haare sind an den Seiten und im Nacken kurz, oben dafür einen Tick zu lang, sie fallen ihm strähnig ins Gesicht. Eine Frisur, die zurückgekämmt einen Anzug einfordert. Aber im Moment ist der Mann nackt und verletzt und sowas von nicht bei Sinnen, dass das Businessstypenbild, das sich in meinem Kopf nebenbei von ihm zusammengesetzt hat, nur schwer aufrechtzuerhalten ist. Er hat Striemen an Handgelenken und Fußknöcheln, als wäre er eine ganze Weile festgebunden gewesen. Überall auf seinem Körper leuchten unzählige Hämatome und Kratzer. Irgendwie sieht es mir sehr nach Verzweiflung aus, wie eine blutige, weinende Malerei, und ich kann nicht sagen, woher die Verzweiflung kommt, von dem Mann, der in den Käfig gestopft wurde, als wäre er ein tollwütiges Tier, oder von dem, der das getan hat. Alles in allem ein Bild der totalen Abwesenheit von Freiwilligkeit.

Ich muss tief Luft holen, und nochmal und nochmal, und dann kann ich auch ein paar Schritte näher ran.

Es scheint so, als würde sich das Bewusstsein des nackten Mannes in diesen Minuten Stück für Stück zurück an die Oberfläche arbeiten. Er hat die Augen geschlossen und

bewegt langsam den Kopf hin und her, während einer von zwei Polizisten in Uniform mit einem Bolzenschneider das Vorhängeschloss am Käfig quält, das offensichtlich beträchtlichen Widerstand leistet. Es ist ein ziemlich beeindruckendes Vorhängeschloss, ungefähr von der Größe eines kleinen Brotes, und es sieht aus, als wäre es ein paar hundert Jahre alt. Der Käfig steht genau vor dem Haupteingang des Verlagsgebäudes. Wenn man durch die gläserne Drehtür will, muss man am Käfig vorbei. In der mächtigen Glasfassade des Gebäudes, das vom Hafen aus betrachtet an einen gigantischen Kreuzfahrtdampfer erinnert, spiegelt sich die Sonne, die sich im gleichen Tempo durch die Wolken drückt, in dem der Mann im Käfig zu sich kommt.

Um den Käfig herum stehen ein paar versprengte Schaulustige. Manche rauchen. Ein paar sehen in ihrer Coolness und den dezent-eleganten Klamotten aus wie Journalisten, die zwar schon ein bisschen spät dran sind, aber auf dem Weg zur Arbeit nicht an dem irritierenden Arrangement vorbeigehen konnten. Der Großteil gehört eher zur Touristenschar, die sich jeden Morgen über den Hafen ergießt. Sie tragen kleine Rucksäcke, Siebenachtelhosen und Funktionsjacken. Fällt mir immer wieder auf, dass die Touristen in Hamburg vollkommen anders aussehen als die Touristen in München oder Berlin, wo keiner auf die Idee käme, sich einen Südwester auf den Kopf zu setzen. Manche haben sogar diese verrückten modernen Wanderstöcke dabei. Vielleicht denken sie, Hamburg liegt jetzt schon an der Nordsee, dabei wird das doch erst in dreißig bis fünfzig Jahren so weit sein. Dass es Menschen gibt, die offenbar derart weit im Voraus planen, und das in Zusammenhang mit einer einzigen Urlaubsreise, macht mich verrückt. Ich fahre lieber auf Sicht.

»Moin«, sage ich und stelle mich zu den beiden Polizisten.

»Moin, Frau Riley«, sagt der, der aufrecht steht und den anderen entweder mal lieber in Ruhe machen lassen will oder sich einfach zu fein für solche Aufgaben ist. Wir kennen uns wohl, wenn der so früh am Morgen schon meinen Namen weiß. Er ist bestimmt Ende fünfzig, hat einen mächtigen Bauch, und im Nacken kringeln sich graue Locken unter seiner Polizistenmütze. Auf seiner Uniformjacke steht »Flotow«. Ah, ich erinnere mich. Polizeikommissariat 16 an der Lerchenstraße.

»Wir kennen uns aus der Lerchenstraße«, sage ich.

»Jo«, sagt er. »Hab vor nem halben Jahr gewechselt. PK 14, Caffamacherreihe.« Er steckt die Hände in die Taschen seiner Uniformhose, er tut das auf diese passiv-aggressive Art dicklicher, älterer, nicht besonders großer Männer, und sieht mich vorwurfsvoll an. »Ich hatte die Schnauze voll vom Kiez.«

Als könnte ich was für den Kiez. Da kann der Kiez ja wohl eher was für mich.

Polizeihauptmeister Flotow wendet sich wieder seinem Kollegen zu, der sich fluchend an dem Vorhängeschloss abrackert. »Nun mach mal hin, Hoschi. Der arme Kerl wird gleich wach, und dann fängt der uns noch an zu heulen.«

Hoschi grunzt irgendwas, ich könnte mir vorstellen, dass es so etwas wie »mach doch selber hin, du Sackgesicht« heißen soll, aber zu Hoschis Nachteil ist, dass die vier hellblauen Sterne auf Polizeihauptmeister Flotows Schulterklappen unmissverständlich klar machen, wer hier der Vorgesetzte ist – und wer gefälligst mit diesem beschissenen Vorhängeschloss zu kämpfen hat.

»Polizeimeister Lienen«, sagt Flotow und deutet mit dem Zeigefinger auf den Kollegen am Boden.

»Moin, Herr Lienen«, sage ich und gehe neben ihm in die Knie.

Er hat es gleich mit dem Schloss.

»Sie haben es gleich mit dem Schloss«, sage ich und versuche einen aufmunternden Blick. Aufmunternde Blicke gehören aber leider nicht gerade zu meinen Kernkompetenzen, also kommt dabei nur so eine Art Tick heraus, den keiner versteht.

Lienen sieht zu mir rüber. Seine Augen sind zu Schlitzen verengt. In seinem Blick liegt eine derartig heftige Verachtung für seinen Chef, dass ich denke: Hoschi, wir beide sollten ein Bier trinken gehen, und zwar sofort.

»Einen Menschen in einen Käfig stecken und ausstellen«, sage ich. »Das ist doch echt krank.«

»Sie hätten mal sehen sollen, was hier los war, als wir ankamen«, sagt Lienen und schüttelt den Kopf, halb irritiert, halb ratlos.

»Was war denn los?«

Das Vorhängeschloss gibt – knack – nach und geht kaputt. Lienen steht auf. Er hält den Bolzenschneider wie einen Baseballschläger.

»Na ja«, sagt Flotow, »die Leute haben sich nicht gerade zivilisiert verhalten.«

Lienen schiebt seine Mütze nach hinten und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

»Heißt?«, frage ich.

»Die haben was sehr Unangenehmes gemacht«, sagt Flotow.

Aha. Was sehr Unangenehmes gemacht. Muss ich dem eigentlich alles aus der Nase ziehen? Ich baue mich mehr oder weniger vor Flotow auf.

»Lassen Sie sich mal nicht alles aus der Nase ziehen«, sage ich. »Wie war die Lage in dem Moment, in dem Sie beide hier angekommen sind? Und wie ist sie jetzt?«

Er zieht die Mundwinkel nach unten, nickt à la ach-so-ist-das-also, rückt mit den Händen in den Taschen nochmal seine Hose zurecht, was dazu führt, dass sie endgültig zu hoch sitzt, dann wippt er einmal auf die Zehenspitzen und zurück und schaut mich an, als wäre ich ein ungezogenes Kind. Ich schaue möglichst renitent zurück, und weil er wohl nicht auf Anhieb sagen kann, wer von uns beiden dauerhaft der Stärkere ist, beschließt er, es doch nicht darauf ankommen zu lassen.

»Die Frau am Empfang hat uns angerufen«, sagt er, »da war es ungefähr halb neun. Sie hat was von einem unangenehmen Menschenauflauf vor dem Gebäude gesagt. Und dass sie denkt, dass jemand in Gefahr ist. Genauer ging's aber nicht, auch nicht auf Nachfrage.«

Lienen kniet wieder vor dem Käfig und versucht, den nackten Mann mit einer dieser goldenen Wärmefolien zudecken.

»Und dann?«, frage ich.

»Sind wir losgefahren«, sagt Flotow.

Er hat die Hände immer noch in den Hosentaschen, und er versucht schon wieder, mich auflaufen zu lassen.

Besinnt sich dann aber.

»Hier waren ungefähr fünfzig Leute«, sagt er. »Die standen einfach nur da. Und manche, ich musste tatsächlich zweimal hinschauen, weil ich es nicht glauben konnte, spuckten den Käfig an. Als wir mit dem Streifenwagen kamen, sind sie ins Haus rein.«

Glück gehabt, alter Mann.

»Sie waren ganz still, während sie spuckten«, sagt Lienen. »Das war gruselig.« Er schaut mich nicht an, sein Blick bleibt bei dem Mann im goldenen Umhang. »Sowas hab ich noch nie gesehen. Als könnte das jeden Augenblick eskalieren. Die sahen aus wie Raubtiere, kurz bevor sie